

## Rezension: Bilder der Sprache und Sprache der Bilder

Philipp Stoellger

«Sprache bildet sich – Bilder sprechen an» (14) lautet die zwiefältige These des Herausgebers dieser jüngst erschienenen Gadamer-Festschrift, deren Beiträge von sprachwissenschaftlicher und theologischer Seite stammen. Sie hat ihre Pointe in einer gewissen Spannung zur Hermeneutik des Gefeierten, sofern sie die kognitiven Bild- und Metapherntheorien an verschiedenen Beispielen ausführen und dabei vom Primat der Schrift ausgehen. Bei aller Reserve demgegenüber meint Gadamer dazu: «Die Rede verhallt, der Text besteht» (12). Das erscheint wie ein ‚letztes Wort‘ und klingt angesichts von Gadamer Auszeichnung der Rede und des Gesprächs beinahe resignativ. Aber vielleicht klingt hier ein Ton der Bescheidung mit, nicht nur ‚bestehen‘ zu wollen, sondern Späteren Raum zu lassen oder gar Platz zu machen – den diese dann gleichfalls nicht auf Dauer zu besetzen hätten.

Gadamer jedenfalls scheint skeptisch gegenüber der Orientierung am Text. An dem thematischen Phänomenspektrum der Bildersprache wird der Antagonismus von Rede und Text allerdings in bestimmter Hinsicht unterlaufen. Die Sprache entsteht und verändert sich gerade in der Genese der Sprachbilder, die ihrerseits in besonderer Weise ansprechend sind. Verdichtet gesagt: die Sprachbilder sind die Sprache der Anrede und die Bildsprache daher die Sprache als Rede.

Will man die Bildsprache verstehen anhand ihrer Text gewordenen Sedimente, gerät man gleichwohl in den Antagonismus von Struktur und Subjekt wie von Text und Interpretation, in der das Verstehen kontextuell, prozedural und sprachlich begrenzt bleibt. Der von Vorgaben begrenzte Raum der Interpretation ist indes auch ihr Spielraum, in dem sie die Sinnpotentiale der Sprachbilder auslotet und von ihnen (mehr oder minder) sinnvollen Gebrauch macht. An *ihm* entscheidet sich die Orientierungs- und Innovationskraft der Sprachbilder. Für diesen Sinnüberschuß des Gesagten und den Spielraum der Interpretation sind die Metaphern ein prägnantes Beispiel: sie sind innovativ in Produktion wie Rezeption (ob Metaphern allerdings stets ‚Bilder‘ sind und der Anschauung zugänglich, wird zumindest anhand ihrer Paradoxalität fraglich – und damit auch die grundlegende Orientierung am Modell des Bildes, das man etwa anhand von Wittgenstein näher hätte erörtern können). In den Metaphern jedenfalls zeigt sich die Lebendigkeit sprachlicher Zeichen, die nicht in der Struktur

aufgehen, sondern im Gebrauch verändern und verändert werden.

Auf dem Hintergrund der Spannung von Struktur und Subjekt entfalten die Beiträge dieses Bandes in sehr verschiedener Weise, wie die vorgegebene Struktur *lebendig* nur im konkreten Gebrauch ist, der seinerseits nicht willkürlich frei ist, sondern von Vorgaben zehrt, die er verändernd fortschreibt. Ohne Vorgaben würde das Verstehen blind, ohne Verstehen bliebe die Vorgabe stumm. Die Vorgabe der Texte lebt in der Weitergabe im Verstehen und das Verstehen von seinen Vorgaben. – Ohne Metaphorik lassen sich auch diese hermeneutischen Wechselverhältnisse nicht sagen. Und auf die Metaphorik im theoretischen Text, etwa in der Theologie, wäre noch eigens zu reflektieren.

Der Band vereinigt drei Gruppen von Beiträgen: zu erkenntnistheoretischen Problemen, zu ästhetischen und zu strukturtheoretischen. Ein Beispiel für die erste Gruppe ist E. Rudolphs Beitrag zur Metapher bei Blumenberg und Ricoeur, in dem er die Metapher als die Sprachgestalt metaphysischer und nachmetaphysischer Grundfragen skizziert. Die Grenzen zwischen Metapher und Begriff werden durchlässig und der klassische Dualismus von Begriff und Anschauung unterlaufen, wenn man mit Cassirer von der konkreten Einheit von Sinn und Sinnlichkeit ausgeht, von der her die mehrdimensionalen symbolischen Formen als Verwandte der Metapher erscheinen. Chr. Baldauf kommt aus der Sicht der kognitiven Metaphorologie Lakoff/Johnsons zu anschliessbaren Ergebnissen im Blick auf die Alltagsmetaphorik, die überhaupt zu thematisieren für die Hermeneutik religiöser Rede so relevant ist, wie sie meist vernachlässigt wurde. Denn die Metaphern religiöser Rede sind zumeist alltäglich geworden und erst im Gebrauch wieder lebendig. – Ein Beispiel für die zweite Gruppe ist K.-H. Ostermeyers Untersuchung zum Typos-Modell, das er nicht mehr mimetisch, sondern funktional-relational interpretiert, so daß schon die antike Typologie als Figur der Relationendarstellung verständlich wird. Die ntl. Typologien sind so gesehen nicht als Überbietungsfiguren, sondern als (nicht wertende) Verhältnisbestimmungen zu verstehen, wie er anhand von Röm 5,14 exemplifiziert. – Ein Beispiel der dritten Gruppe ist der Beitrag von R. Zimmermann, der die strukturelle Analyse anhand des Androgyniemythos erprobt und dabei zeigt, wie dessen Sinnpotential erst im historisch-kulturellen Kontext konkret wird. M. Pöttner erörtert in Anschluß an Peirce, wie durch kreative Metaphern neue Prädikate entstehen und man mit Hilfe der Semiotik Genese und Funktion solch seltsamer Formulierungen verstehen kann, wie «Denn jeder wird mit Feuer gesalzen werden» (Mk 9,49). J. Frey schließlich untersucht, wie sich die Brotmetaphorik in Joh 6 rezeptionsästhetisch erschließt. Die elementare Lebenserfahrung von Hunger, Durst und Sättigung führen in ihrer metaphorischen Verwendung auf die christologische Pointe hin – von der her sie allerdings auch in ein neues Licht geraten.

R. Zimmermann (Hg.), *Bildersprache verstehen. Zur Hermeneutik der Metapher und anderer bildlicher Sprachformen*. Mit einem Geleitwort von H.-G. Gadamer, München 2000.